

Königgrätz : eine Säkularbetrachtung

Autor(en): **Vischer, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus**

Band (Jahr): **61 (1966)**

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-584589>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Königgrätz*

Eine Säkularbetrachtung

Von Eduard Vischer

I

Am 3. Juli dieses Jahres sind hundert Jahre verflossen seit der Schlacht von Königgrätz, der Schlacht des Jahrhunderts, wie sie genannt worden ist¹. Ein briefliches Dokument, geschrieben im Biwak am Tage nach der Schlacht, das uns vor kurzem aus dem Hause, in dem es sich erhalten hat, zugekommen ist, möge am Anfang unserer Ausführungen stehen. Es konfrontiert uns mit der ganzen Realität der gewaltigen kriegerischen Auseinandersetzung. Was folgt, stellt keine gelehrte Abhandlung dar, vielmehr wagt es der Autor, seinen Lesern Reflexionen vorzulegen, wie sie etwa ein Geschichtslehrer seinen Schülern unterbreitet.

4. Juli 1866
Bivouac bei Rosnitz

Liebe Mutter!

Gott hat unseren Waffen einen großen Sieg verliehen. Gestern gelang es uns, freilich unter großen Verlusten, die feindliche Armee aus einer der festesten Stellungen, die eine Armee einnehmen kann, zu verdrängen und sie auf die Elblinie, Josephstadt und Königgrätz, zurückzuwerfen. Heute erfahren wir, daß der Feind in vollem Rückzuge auf Olmütz ist.

Eine eingehende Beschreibung der Schlacht bin ich außer Stande zu liefern. Die Einzelheiten, die ich kenne, will ich zu schildern versuchen. Ich selbst bin, obgleich

* Mit den nachstehenden Ausführungen sprang der Verfasser an der Hauptversammlung des Historischen Vereins des Kantons Glarus vom 26. April 1966 kurzfristig ein für unser Ehrenmitglied, Prof. Leonhard von Muralt (Zürich), der durch Krankheit verhindert war, über ein reformationsgeschichtliches Thema zu sprechen. — Unsere Betrachtungen erschienen am 4. Juli in entstellter Form in einer größeren schweizerischen Tageszeitung. Hier sind sie nach dem (etwas ausgearbeiteten) Manuskript gedruckt, und nur zu diesem Drucke bekennt sich der Verfasser.

¹ VEIT VALENTIN, Bismarck und seine Zeit. 4. Aufl. 1918, 59. — Der von uns edierte Brief ist in einer eigenwilligen, nicht ganz konsequent gehandhabten Orthographie geschrieben. Wir haben diese im Abdruck getreulich wiedergegeben, während wir die Interpunktion modernisiert haben.

ich feindliche Salven auf 20 Schritt bekam, unverletzt. Unangenehm noch als das Infanteriefeuer waren die Oesterreichischen Granaten, die ich häufig in vorderster Linie mit dem General Grafen Gröben, dem ich beigegeben war, haltend, gehörig würdigen zu lernen hinreichende Gelegenheit hatte. Der General selbst wurde neben mir verwundet. — Die gestern geschlagene Schlacht (vom 3. Juli) war von beiden Seiten längst vorbereitet, und von beiden Seiten gründeten sich auf diesen Tag nicht nur Siegeshoffnungen, sondern fast Siegesgewißheit. Den Oesterreichern gab diese Zuversicht die colossale Stärke ihrer Defensivstellung, deren Mittelpunkt, die Höhen von Sadlowa mit hundert Geschützen fortificatorisch befestigten Emplacements [sic!], unnahbar schienen und von welchen Feldzeugmeister Benedek selbst gesagt hatte, «an diesem Walle wird die Woge des Preussischen Übermuths zerschellen.» — Wir Preussen dagegen vertrauten auf unsere taktische und wohl auch numerische Überlegenheit und besonders auf die umfassenden Dispositionen, die vom Oberkommando getroffen waren, um sämmtliche Theile der Armee auf diesem einen Punkte und zu dieser einen Stunde zu vereinen. Von diesen Dispositionen wußten wir gar nichts Bestimmtes, da alle dergleichen wichtigen Maaßnahmen geheim gehalten werden müssen. Dennoch aber merkten wir aus manchen Anzeigen, daß es sich um eine Entscheidungsschlacht handele. Als wir daher den 3. Juli früh 2 Uhr in unserm Quartier *Domoslavitz* * bei *Horziz* [= Horic] alarmiert wurden, war wohl Niemand unter uns, der daran zweifeln konnte, daß er dem ernstesten Tage seines Lebens entgegen ging und ein Jeder richtete wohl Gedanken und Augen nach Oben zum Lenker der Schlachten, in warmem Gebethe.

Wir marschierten bis gegen 7 Uhr in schlechtem Wetter und schlechten Wegen langsam voran, hinter anderen Truppentheilen oft haltend und stockend. In der Gegend von Wostrow formierte sich die Cavallerie Division, zu der wir gehörten, und bald dröhnten in der Richtung auf *Klenitz* die ersten Kanonenschüsse. Für uns gab es zunächst nichts zu thun. Die Regimenter und reitenden Battrien sassen hinter deckenden Höhen ab, während die Generäle sich mit ihren Stäben, zu denen auch ich heute gehörte, auf Punkten aufstellten, die einen weiteren Umblick gestatteten. Da sahen wir denn die formidable Östreichische Position in einem großen Theil ihrer Ausdehnung vor uns. Denke Dir einen bogenförmigen Höhenzug von 1½ Meile Ausdehnung, dessen rechter Flügel an die Elbe bei Königgrätz, dessen linker an die Höhe und den Bach Bistritz Anlehnung nimmt. Denke Dir ferner jeden hervorragenden Punkt dieses Höhenzugs in eine kleine Festung verwandelt — Battrien aller Art, wo das Auge sich hinwendet. Ferner eine Ebene ohne Deckung, dem feindlichen Feuer also vollständig Preis gegeben, durch welche unsere Truppen durch mußten, um an die Hauptstellungen des Feindes heranzudringen — und Du wirst einen ungefähren Begriff haben, gegen welche Schwierigkeiten wir anzukämpfen hatten.

Unsere Division unter General von *Hann* aus den 3 Brigaden *Gröben* (Thüringsche Husaren, Neumärkische Dragoner), Herzog *Wilhelm von Mecklenburg* (Brandenburgische Husaren, 2tes Gardedragoner Regt, 11tes Ulanen Regt), General Graf *Golz* (2tes Cuirassier und 9tes Ulanen Regt.) gelangte gegen 7 Uhr auf einen der Östreichischen Stellung gegenüber liegenden Höhenzug und nahm etwas zwischen den Dörfern *Wostrav* * und *Rastrin* [= Rasin], an ein Hölzchen in der linken Flanke anlehnend, gedeckte Stellung. Für die Richtigkeit der Nahmen kann ich nicht stehen, da es oft unmöglich war, dieselben zu erfahren, indem alle Einwohner geflohen waren.

Die Generale ritten mit uns auf die Höhe, um die Entwicklung des Kampfes zu sehen, während die Truppen absassen und ruhig den Moment erwarteten, wo man sie brauchen sollte.

Vor uns dehnte sich die obenbezeichnete Ebene aus; jenseits derselben unterschied das bewaffnete Auge die feindliche Position. Kurz bevor wir unsere Stellung erreichten, hatte der Kampf begonnen. Unten in der Ebene waren mehrere Ortschaften, so, unweit links von uns, das Dorf *Klenitz* mit vorgeschobenen Abtheilungen des Feindes besetzt. Hier entbrannte zuerst der Kampf. Unsere Artillerie fuhr auf, schoß diese Ortschaften schnell in Brand, Infanterie stürmte nach und warf den Feind schnell auf seine Hauptstellung zurück. Hiermit war sie aber in den Bereich der feindlichen Artillerie gekommen, deren mörderisches Feuer von jetzt an (von 8 Uhr bis 2 Uhr) von den bezeichneten Höhen herunter unsere heranreitenden Truppen mit entsetzlicher Wirksamkeit beschloß.

Während sich dieses gewaltige Concert immer mehr und mehr entwickelte und allmählich die ganze feindliche Linie ins Feuer kam, rückten unsere Truppen ruhig Fuß vor Fuß dem Feind zu Leibe. Von unserem Standpunkt aus konnten wir besonders den Anmarsch der Elbarmee (General Herwarth) verfolgen, der von Smidar aus dem Feind in die linke Flanke gefallen war, sehr bald einige dominirende Punkte im Sturm genommen hatte, von dort aus (also etwa bei *Petrowitz*) ein wirksames Feuer unterhielt, das die unmittelbar vor uns haltenden feindlichen Battrien zum Rückzuge zwang.

Unser Cavallerie Corps bildete in diesem Augenblick die Verbindung zwischen General Herwarth und Prinz Friedrich Carl, der mit der Hauptarmee (2., 3. und 4. Corps) direkt auf das feindliche Centrum, auf *Sadowa* und *Lippa* vorging. Nach Abzug der genannten Battrien gingen endlich auch wir vor.

Es mochte etwa 11 Uhr sein, als die Brigaden durch das Vorwerk *Cegnow* * durchgingen, um auf Umwegen Sadowa, den Centralpunkt der Schlacht, zu erreichen. Auf diesem Ritt rochen wir das erste Pulver, und mancher mag wohl den vorschriftsmäßigen Diener gemacht haben, als die erste Granate über uns weg sauste. — Gar bald sah man sich aber nicht mehr darnach um, es kamen ihrer zu viele. Rechts und Links schlugen sie ein, keine traff uns. Unmittelbar an Sadowa machten wir, links der großen Straße, die wir kurz vorher gekreuzt hatten, von neuem Halt und sassen ab. Der rechte Augenblick für uns war aber noch nicht gekommen. — Die Stunden, die wir hier unthätig hielten, waren für uns wohl die schwehrsten des ganzen Tages. Wenn auch selbst nicht im Bereich des feindlichen Feuers haltend, so hatten wir doch die entsetzlichen Erfolge seines mörderischen Wirkens unmittelbar vor Augen. Vor uns das Dorf Sadowa, eine Stätte der Verwüstung und des Todes. Jedes Haus, das nicht niedergebrannt war, war ein Lazareth, dem fortwährend von allen Seiten die Verwundeten zuströhmten. Vor einem schönen, großen Hause, links am Eingange, standen Johanniter, ihrem hohen Berufe nachkommend. Leider fehlte es gar bald an Ärzten und an Verbandzeug, um Allen zu helfen. Die Leichtverwundeten wurden sofort verladen, um weiter transportirt zu werden. Die Meisten Wagen fuhren auf der Chaussee, neben unseren Truppen vorbei. Dazwischen kamen kleine Transporte Gefangener, und bald auch Häuflein versprengter Kameraden, besonders vom 31. und 71. Regimente, die, vor Erschöpfung fast aufgerieben, das Schlachtfeld verließen.

Gegen 12 Uhr wurden diese Häuflein stärker, und plötzlich kam, zu unserer

Bestürzung, Artillerie und Infanterie vom Pommerschen und Märkischen Corps in ziemlich schneller Gangart aus dem Dorf zurück. Um Gottes Willen, was ist geschehen? Wie steht es vorn? so fragten wir von allen Seiten. Da gab es denn gar schwehre Kunde. — Umsonst waren die Divisionen Horn und Fransesky, von Abtheilungen des 2. Corps unterstützt, mit tapferstem Muthe vorgedrungen, umsonst hatten sie im dichtesten Kartätschenfeuer Stundenlang das Wäldchen jenseits Sadowa unmittelbar vor der feindlichen Geschützstellung von Infanterie gesäubert und bis jetzt gehalten. — Sobald Abtheilungen, aus dem Wäldchen vordringend, den Sturm versuchten, spien hundert Schlunde Tod und Verderben in ihre Reihen. Der Angriff mußte von dieser Seite aufgegeben werden. Die Trümmer der braven Sachsen und Pommern wurden zurückgezogen. O, es war ein entsetzlich wehmüthiger Anblick, diese schwachen Reste der *besten* unserer Regimenter neben uns sich sammeln zu sehen! Manche Compagnie, ja, sogar ein Bataillon vom 31. Regt. kam ohne Offiziere aus dem Kampfe zurück. Über 50 Prozent Verlust in sämmtlichen Bataillonen, die den Sturm versucht; und die übrig waren, von geistiger und körperlicher Anstrengung zum Tode matt, aber doch noch voll Kampfbegier, Rache zu nehmen an dem verhaßten Feind.

O! Wie bluteten unsere Herzen bei dem Wiedersehen mit unsern geschlagenen Brüdern — wie inbrünstig aber auch unsere Gebete nach Oben, daß der Lenker der Schlachten sich zu uns bekennen möge mit Seiner Kraft und Stärke! — Und siehe! zwischen 12 und 1 Uhr etwa, gerade als uns so recht bange wurde um den Sieg, da wandte sich die Schlacht, und von diesem Augenblick an war der Erfolg unserer Waffen entschieden. Der Kronprinz war mit 3 ArmeeCorps in der rechten Flanke des Feindes erschienen und bedrohte dessen Rückzugslinie nach Königgrätz. Sofort wurden die feindlichen Positionen geräumt und der Rückzug begonnen. —

Bei uns dagegen hieß es «aufgesessen» und «Gewehr auf», und in scharfem Trabe ging die Brigade durch Sadowa durch, auf die vor einer halben Stunde noch unnehmbaren jenseitigen Höhen los.

Bevor wir anritten, hatten wir noch die große Freude, unserm geliebten König ein dreimaliges Hoch zurufen zu können. Mit Gott für König und Vaterland ging es dann Vorwärts. Jenseits Sadowa kamen wir zunächst an jenes Wäldchen, das den Unsrigen so verhängnisvoll geworden. Welches Grausen, welche Verwüstung auf jeden Schritt! Die Erde gepflügt von Geschossen, die Bäume geknickt, als wäre der Sturmwind darüber hingebraust. Todte, Verwundete, wohin das Auge sich wendete, wohin der Huf des Pferdes trat! — Noch einmal hielten die beiden Regimenter hinter der Höhe, während der Graf mit uns in die vordersten Tirailleur-Linien ritt, um Zeit und Ort zum Angriff zu wählen. Sein ruhiger, geübter Blick brauchte nicht lange zu wählen. Links, auf das Dorf *Lippa* zu, zog sich in größter Unordnung ein feindliches Bataillon zurück. Auf dieses warf sich das Husarenregiment, für diesen Moment das am weitesten vorgeschobene unserer Schlachtlinie. Die fliehenden waren schnell überritten, um eine zweite feindliche Infanterie-Abtheilung, wohl auch ein Bataillon, das uns mit einem völlig wirkungslosen Schnellfeuer empfing, zu brechen. Jetzt gerieten wir auf abfahrende feindliche Artillerie, hieben die Fahrer von den Geschützen herunter und brachten sie zum Stehen. Mit unserer Ordnung und Geschlossenheit war es nunmehr aber auch vorbei, so daß, als zwei neue feindliche Bataillone (Jäger) uns auf 20 Schritt mit merkwürdigerweise ebenfalls ziemlich unschädlichen Salven

empfangen, das Zeichen zum Rückzuge gegeben wurde. Wäre es uns möglich gewesen, auch an diese beiden letzten feindlichen Abtheilungen, die uns entgegen standen, geschlossen heranzukommen, so wäre unser Erfolg ein ebenso glänzender als vollständiger gewesen. Allein unvorhergesehene Terrainhindernisse, besonders ein großer Graben und ein verlassenes Strohhüttenlager hatten uns ebenso wie die geworfenen feindlichen Abtheilungen, mit denen wir im wirren Durcheinander ritten, gelockert. Übrigens konnten wir immerhin zufrieden sein. — Der Feind räumte eilend das Dorf, viele Gefangene sowie 4 Geschütze im Stiche lassend. Beim Zurückgehen geriethen wir nun mit feindlicher Cavallerie ins Handgemenge und erhielten schließlich noch Kartätschladungen von unseren eigenen Battrien, durch deren Schußlinie wir durchmußten. — Als das Regiment sich wieder sammelte, vermißten wir 25 Prozent mit 6 Offizieren und ebenso viel Fähnrichen und Avantageuren. Doch fanden sich Manche wieder zu, so daß sich herausgestellt hat, daß wir in jener Attacke 56 Mann und 5 Offiziere verlohren haben. Von den Offizieren ist nur einer schwer verwundet, Lieutenant v. Resdorf, durch einen Schuß in's Auge, und auch hier ist noch Hoffnung.

So hat uns denn Gott, Trotz der großen Gefahr in der wir schwebten, wunderbar erhalten und geschützt. Wären wir an Preussische Infanterie so herangeritten wie wir an Östreichische, kein Mann, glaube ich, wäre davongekommen.

Über den weiteren Verlauf der Schlacht vermag ich nicht viel mehr zu sagen; obgleich unser Regiment auch fortan ziemlich weit Vorn blieb und wiederholt noch in Granatfeuer kam, so verlor es doch nichts mehr. Ich selbst wurde mit einem Auftrage ziemlich weit zurückgeschickt, und als ich gegen halb 10 Uhr todtmüde, nach langem, vergeblichem Suchen das Regiment nahe dem Dorf *Rosnitz* wiederfand, war schon seit einer Stunde der letzte Schuß verhallt, und wo noch vor kurzem das Schlachtgetümmel die Erde erdröhnen machte, da hallte es jetzt sanft und feierlich «nun danket alle Gott». — Da nun danket alle Gott! — Auch ich danke Ihm; doch wurde mir dieser Dank recht schwehr. Es war mir als wäre auch ich todt, todt an Lebensfreude, an Lebensglück und an Lebenslust, nach all dem unendlichen Jammer und Elend, den ich an dem einen Tag gesehen. Todtmüde schleppte ich mich an ein glimmendes Feuer, wo ich auf bloßer Erde hingestreckt bald einschlief.

Uliz *, südlich der Elbe. 7. Juli

Ich war einige Tage recht unwohl. Da habe ich zu meinem Bedauern nicht schreiben können. Heute bin ich seit dem 27. vorigen Monats (dem Tag von Münchengrätz) zum ersten Male wieder unter Dach und Fach, eine wahre Wohlthat! um so mehr, als es in Strömen regnet. Die letzten Tage waren uninteressant. Wir überschritten gestern bei *Przelantsch* * die Elbe und gehen langsam dem Feinde nach, der sich nach Olmütz zurückziehen soll. Man spricht von Friedensverhandlungen, Waffenruhe und dgl.; wir erfahren nichts.

Ich komme nochmals auf die Schlacht dieses Monats zurück. Es war doch ein gewaltiger Kampf! Die Östreicher müssen entsetzlich gelitten haben; 35 000 Todte, Verwundete und Gefangene gibt man an, auf unserer Seite 8—10 000. Das Schlachtfeld sah entsetzlich aus! — Wir blieben auf dem Bivouac auf demselben, bis gegen 7 Uhr Abends des nächsten Tages. Überall lagen todt Menschen und todt Pferde. Als ich früh aufwachte, lagen auf wenige Schritte im Umkreis 4 todt Östreichische

Cuirassiere um mich herum. In dem Dorf *Rosnitz*, an welches unser Bivouac sich lehnte, sollen 1700 Verwundete gelegen haben, ohne jegliche Hülfe, selbst ohne Wasser.

Doch genug davon. Das Elend solcher Szenen erleben zu müssen, ohne helfen zu können, ist härter als Tod. — Besonders stark sollen die Sachsen gelitten haben. Im Ganzen sind 180 Geschütze in unserer Hand.

II

Schlußformel und Unterschrift fehlen dem Briefe. Daß er von einem preußischen Subalternoffizier, der als Ordonnanzoffizier einem Brigadestab beigegeben war, geschrieben ist, ergibt sich aus dem Inhalt. Der nicht ganz fertige Brief ist offenbar nicht abgeschickt worden, er hat sich nicht im Hause der Empfängerin, sondern ausgerechnet in demjenigen einer kaiserlich und königlichen Offiziersfamilie in Oberösterreich erhalten. Die Familientradition überliefert die Vermutung, der Großvater der heute lebenden Generation, der als junger sächsischer Oberleutnant auf österreichischer Seite an der Schlacht teilgenommen hatte und seine Laufbahn als österreichischer General beschloß, habe den Brief auf dem Schlachtfeld gefunden und als herrenloses Gut an sich genommen. Das ist indessen nicht wohl möglich, denn am 7. Juli — das ist das Datum der Nachschrift — befand sich längst kein Österreicher und kein Sachse mehr auf dem Schlachtfeld, übrigens wohl schon am 4. Juli nicht mehr, an welchem Tage der Hauptteil des Briefes geschrieben worden ist. Oder sollten sich etwa beim Abräumen des Schlachtfeldes, bei der Bestattung der Toten usw. auch gegnerische Delegierte beteiligt haben? Ganz klar ist es jedenfalls nicht, wie der Brief in das alte Haus in Gmunden am Traunsee gelangen konnte. An der Echtheit des Dokumentes zu zweifeln, wäre aber sicher nicht angebracht.

Wie dem nun sei, so wird man mir beistimmen, wenn ich sage, es sei in mehr als einer Hinsicht ein schönes Dokument, das wir da vor uns haben. Wir haben die Ehre, als erste hundert Jahre nach der Niederschrift davon Kenntnis zu nehmen. Man hat den Eindruck, der Verlauf der Schlacht, die bekanntlich durch den Flankenangriff des Kronprinzen zu Gunsten Preußens entschieden wurde, sei, soweit es der partikuläre Standort unseres Ordonnanzoffizieres zuließ, einsichtig und richtig geschildert. Aber darüber existiert ja neben der historischen Literatur eine reiche militärwissenschaftliche Dokumentation, die jede Einzelheit des Kampf-

geschehens klärt. Wir haben diese nicht eingesehen, nicht einsehen können, wie wir leider auch nicht alle vorkommenden Ortsnamen haben verifizieren können, da uns das dazu nötige genaue Kartenmaterial nicht zur Verfügung stand. Die Ortsnamen, die wir nicht haben identifizieren können, haben wir mit einem Asteriskus versehen. Auf den Verlauf der Schlacht kommen wir im folgenden nicht zurück, wie wir auch deren Vorgeschichte wie die minder bedeutenden kriegerischen Entscheidungen auf den andern Kriegsschauplätzen, gegen Sachsen und Hannover in der zweiten Hälfte des Juni, gegen Süddeutschland im Juli, als bekannt voraussetzen müssen.

Da Kampfverlauf und Ergebnis feststehen, mag anderes, was wir dem Briefe entnehmen können, in den Vordergrund rücken. Da ist vor allem die ungeheure Feuerwirkung der österreichischen Artillerie, die an sich die österreichische Defensivstellung hätte uneinnehmbar machen müssen. Dazu kommt nun, wie der Leser hinzufügen darf, auf der andern, der preußischen Seite, das überaus wirksame Hinterlader-Zündnadelgewehr, zwei Momente also, die überaus mörderisch wirkten und an dem *einen* Schlachttage insgesamt 53 200 Menschen (rund 44 000 Österreicher, der Rest Preußen), also noch einiges mehr, als die Angaben unseres Briefschreibers besagen, dahinrafften. Diese Waffenwirkung kommt auch in dem psychischen Eindruck, den die Schlacht auf den Briefschreiber gemacht hat, zu starker Geltung. Sie bestätigt die oft geäußerte Beobachtung, daß die fünfzig Jahre nach den napoleonischen Kriegen, die nach außen mehr oder weniger friedlich verliefen, durch die technischen Erfindungen und durch die industrielle Entwicklung zu einem völlig veränderten Charakter von Art und Verlauf der kriegerischen Auseinandersetzungen geführt haben. Der Sezessionskrieg hatte das schon erschreckend dargetan. Aber er hatte sich weit entfernt, in der Neuen Welt drüben, abgespielt. Nun stellte es der Deutsche Krieg vor aller Augen, der deutsch-französische Krieg sollte es aufs eindrucklichste bestätigen. Aus der Rückschau stellen wir fest, daß offenbar hier eine Entwicklung im Gange ist, die mehr oder weniger geradlinig bis zur Erfindung der Atombombe weitergeht und im Grunde schon in dem Anfangsstadium die Menschen hätte lehren müssen, daß der moderne Krieg den Krieg überhaupt unmöglich zu machen im Begriffe stehe.

Aber auf wieviel Herkömmliches, beinah Archaisches, läßt doch unser Brief auch aufmerksam! Noch ist es Offiziersbrauch, der ersten Kugel durch eine Verbeugung die Reverenz zu erweisen. Und noch versammeln

sich die Generäle, deren Einheiten zunächst am Kampfgeschehen nicht beteiligt sind, wie im Manöver auf einem Feldherrnhügel, von dem aus sich das Geschehen gut beobachten läßt. König Wilhelm von Preußen hat sich in eigener Person auf das Schlachtfeld begeben, und unser Briefschreiber kommt in die freudige Lage, ihm ein dreifaches Hoch zuzurufen. Und nun läßt sich dem, was wir in dem Briefe selbst lesen, beifügen, daß sein Ministerpräsident den Kampf ebenfalls aus nächster Nähe verfolgte und daß der König von seinem Minister mehrmals eher unsanft aus der unmittelbarsten Gefahrenzone wegkomplimentiert werden mußte. Nach gefallener Entscheidung aber drängten sich die Gardeoffiziere um König Wilhelm, ihm die Hand zu küssen; er aber überreichte dem Kronprinzen die höchste Ordensauszeichnung, die das Königreich zu vergeben hatte.

Um aber von dem mehr Malerischen auf das Gewichtige zu kommen: Noch entscheidet ein einziger Tag über den ganzen Krieg, ja, über einen längeren Zeitraum, wie einst Salamis, Morgarten oder Näfels. Und: Bismarcks Anwesenheit auf dem Schlachtfelde hatte ihren guten Sinn. Bismarcks Überzeugung nach steht allein dem Politiker «die Feststellung und Begrenzung der Ziele zu, welche durch den Krieg erreicht werden sollen»². Diese Auffassung hat er in den Tagen und Wochen nach der Schlacht sowohl dem Oberkommandierenden, General Moltke, wie König Wilhelm gegenüber betätigt³. Bismarck verfolgte begrenzte Ziele, bezog aber in deren Bedenkung auch eine weitere Zukunft ein. Ein triumphaler Einzug in Wien, österreichische Gebietsabtretungen und dergleichen hätten diese gefährdet. Diesen Primat der Politik gegenüber dem Militär hat er im Siebzigerkrieg nicht mehr ganz so restlos wahren können. Vollends ins Gegenteil verkehrt wurde das Verhältnis unter Bismarcks Nachfolgern, die sich schließlich den Kriegstechnikern auf Gedeih und Verderb ausgeliefert sahen, sich in den Ersten Weltkrieg hineinziehen ließen und den Ausweg daraus erst viel zu spät fanden, in dem Momente im August 1918 nämlich, in dem General Ludendorff ihn freigab, weil auf dem militärischen Wege endgültig nichts mehr zu erreichen war.

Gehen wir noch einen Schritt weiter und fügen bei, daß auch Bismarck von der hohen Zahl der Opfer des Tages von Königgrätz tief beeindruckt war. Er war in solcher Hinsicht doch sehr weit entfernt von dem Zynismus

² Ohne näheren Nachweis ist dieses Bismarck-Wort zitiert bei GERHARD RITTER. Lebendige Vergangenheit. 1958, 167 (in dem Aufsatz «Das politische Problem des Militarismus in Deutschland»).

³ Vgl. auch Gedanken und Erinnerungen I, Kap. 20.

eines Napoleon oder Hitler. Daß er die drei Kriege von 1864, 1866 und 1870 als vermutliche Notwendigkeiten in sein politisches Kalkül einstellte, wird sich schwer bestreiten lassen. Ebenso unbestreitbar aber ist, daß er in den 1870er und 1880er Jahren nie dem Gedanken an einen Präventivkrieg, zu dem Moltke und der Generalstab mehrere Male neigten, Raum gegeben hat⁴. «Es ist keine Kleinigkeit», sagte er, offenbar noch unter dem starken Eindruck des Königgrätzer Tages, zehn Monate nach der Schlacht, zu Landammann und Minister Dr. Joachim Heer, «einen Krieg heraufzubeschwören und wieder etwa 30 000 brave Jungens tot oder zu Krüppeln schießen zu lassen»⁵.

Durch den Tag von Königgrätz wurde nach einem späteren Worte Bismarcks «für ein Jahrhundert die deutsche Uhr richtig gestellt»⁶. Der Tag von Sedan schien solche Beurteilung zu bekräftigen. Der Luzerner Schultheiss Anton Philipp von Segesser, ein scharfsichtiger Beobachter und Deuter des Geschehens seiner Gegenwart, sah im europäischen Gleichgewicht «einen Grundpfeiler der Freiheit und der Zivilisation der europäischen Völker in den letzten Jahrhunderten» und beklagte dessen Verschwinden, versprach indessen der «neuen Hegemonie der Deutschen» keine allzu lange Dauer⁷.

«Die völlige Veränderung der weltpolitischen Verhältnisse», so schrieb ein deutscher Historiker der älteren Generation im Blick auf die Etappen der deutschen Einigung kurz nach dem Zweiten Weltkrieg an den Verfasser dieses Aufsatzes, «die Zerstörung Europas, wie sie durch die Katastrophen der beiden Weltkriege bewirkt wurde, lassen vieles, was man im 19. Jahrhundert und darüber hinaus für wichtig hielt, als Episoden minderen Ranges erscheinen. Sie haben nur noch Bedeutung als Ursachen zum Niedergang Europas.»

In Deutschland wird man also diesen Sommer das Gedächtnis des Tages von Königgrätz kaum feiern. Bei uns in der Schweiz, wo er schon damals

⁴ K.-E. JEISMANN, Das Problem des Präventivkrieges im europäischen Staatensystem mit besonderem Blick auf die Bismarckzeit. 1957.

⁵ EDUARD VISCHER, Landammann Dr. Joachim Heers Deutsche Gesandtschaft 1867/68, in: 59. Jahrbuch des Historischen Vereins, Glarus 1960, 58. Der Passus wurde schon wörtlich zitiert von ALFRED STERN, Geschichte Europas 10, 1924, 106.

⁶ A. STERN 9, 1923, 527 (ohne näheren Nachweis).

⁷ A. Ph. von SEGESSER, Sammlung kleiner Schriften. Bd. 1: Studien und Glossen zur Tagesgeschichte, 1859—1875, 663 (am Schluß des Aufsatzes «Der Culturkampf», von 1875). Zitiert bei E. V., Die deutsche Reichsgründung von 1871 im Urteil schweizerischer Zeitgenossen, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 1, 1951, 451—484, speziell Seite 481).

mehr Furcht und Schrecken denn freudige Genugtuung hervorrief, wird eine Besinnung auf diesen Tag durchaus am Platze sein, auch wenn wir dabei die schweizerischen Aspekte für einmal bei Seite lassen ⁸.

III

Welches aber waren nun, so fragen wir zunächst, die *unmittelbaren Folgen* des Tages von Königgrätz? Es war die größte Machtverschiebung, die seit den Wiener Verträgen von 1815 mit ihrem labilen Gleichgewicht der Mächte eingetreten war. In Zentraleuropa war die preußische Hegemonie aufgerichtet, Österreich mit seinen deutschsprachigen Gebieten von jeder direkten Teilnahme an der deutschen Einigung ausgeschlossen, womit die kleindeutsch-preußische gegenüber der weit populäreren großdeutschen Lösung der Deutschen Frage oder gar gegenüber dem Traum einer großen gesamtmittleuropäischen Förderung den Vorteil errungen hatte. Und dieses Preußen einverleibte sich die hannoveranischen, kurhessischen und nassauischen Gebiete, deren Armeen auf süddeutsch-österreichischer Seite gegen Preußen mitgekämpft hatten und die seit 1815 die preußischen Rheinlande und die brandenburgischen Kernlande territorial voneinander getrennt hatten, und versammelte kurz nach dem Frieden von Prag erst den Norddeutschen Bund, dann den gesamtdeutschen Zollverein um sich, während es sich mit den süddeutschen Monarchien durch geheime Militärbündnisse verband. — Das aus den deutschen Zusammenhängen verbannte Kaiserreich Österreich aber wurde eine Macht zweiten Ranges. Wie es seit 1815 endgültig aus Belgien und aus den Vorlanden am Rhein und im Schwarzwald verdrängt war, so verlor es nun im Süden — trotz den glanzvollen Siegen bei Custozza und bei Lissa — Venedig und sah sich ganz in den Südosten, in die Alpen und ins Donaubecken abgedrängt. — Italien aber, von dessen territorialer Erwerbung nach ruhmlosem Feldzug wir eben hörten, durfte den Hauptgewinn, den es aus dem Deutschen Kriege davontrug, darin sehen, daß es im Vorfeld dieses Krieges, obwohl aus der Zerschlagung legitimer souveräner Staaten erwachsen, die volle Anerkennung nicht nur Preußens (1862), sondern schließlich aller deutschen Staaten (1865) erlangt hatte. Nur Rom und der Kirchenstaat standen einer vollen Lösung der italienischen Frage

⁸ Vgl. E.-A. PICARD, Die deutsche Einigung im Lichte der schweizerischen Öffentlichkeit 1866—1871, 1940; H. U. RENTSCH, Bismarck im Urteil der schweizerischen Presse 1862—1898, 1945. Ferner meine in Anmerkung 7 zitierte Studie.

noch im Wege. Fügen wir bei, daß das Königreich Italien im Deutschen Krieg Preußens Bundesgenosse war und daß aus dieser Allianz über den Dreibund eine nicht ganz ungerade Linie zur Achse des Zweiten Weltkrieges führt.

Doch kehren wir zu Preußen zurück! Der Norddeutsche Bund mit seinen Annexen stellte in Zentraleuropa eine Machtzusammenballung dar, wie sie bisher nicht existierte. Solchem Plus aber muß ein Minus entsprechen. Wo einer steigt, fällt ein anderer. Die Macht, die mit dem Tage von Königgrätz ihren Zenith endgültig überschritten hat, ist das Second Empire Napoleons III. Jahrelang hatte der Kaiser gegen die Wiener Verträge von 1815 angekämpft, hatte nach der Gelegenheit gesucht, dem Wiener Kongreß einen mindestens ebenso umfassenden Pariser Kongreß entgegenzusetzen, der die Machtgewichte neu verteilen würde. Der Krimkrieg, dann die italienische Einigung von 1859/60, waren Etappen auf diesem Wege gewesen. Im Deutschen Krieg von 1866, der von dem preußischen Ministerpräsidenten Otto von Bismarck ebenso meisterhaft wie skrupellos diplomatisch vorbereitet worden war, hatte Napoleon III. seine Neutralität zugesagt, in der Meinung, bei einem sich hinziehenden Kriegsverlauf als großer europäischer Vermittler agieren und die Vormacht Frankreichs endgültig etablieren zu können. Der rasante Kriegsverlauf, der Waffenstillstand von Nikolsburg, der schon am 26. Juli abgeschlossen wurde, und der Friede von Prag vom 23. August ließen dem Kaiser nur begrenzte Vermittlungsmöglichkeiten und enttäuschten die zeitweiligen sanguinischen Hoffnungen des bereits von schwerer Krankheit gezeichneten Herrschers völlig. Nur wenn der Tag von Königgrätz rückgängig gemacht wurde, war noch etwas zu erreichen, ja, nur in diesem Falle war das Second Empire auf die Dauer zu erhalten, denn Diktatoren stehen und fallen mit den Erfolgen, die sie erringen. «Rache für Sadowa» wird deshalb jetzt zum Stichwort der französischen Politik. Bismarck zerschlägt zunächst noch auf dem diplomatischen Boden alle französischen Versuche, territoriale Kompensationen für den preußischen Machtgewinn zu erhalten. Im Kriege von 1870/71 mißlingt die Rache für Sadowa. Napoleon überlebt den Tag von Sedan als Kaiser nur um zwei Tage. Das deutsche Kaiserreich, das aus der Vereinigung des Norddeutschen Bundes mit den vier süddeutschen Monarchien entsteht, wird — endgültig scheinbar — zur ersten Macht Europas. Sechs Jahre nach Königgrätz bereits sind die beiden Kaiser Wilhelm und Franz Josef zusammen mit dem Zaren Alexander II. in dem Dreikaiserbündnis verbunden, aus dem seit

1879 das deutsch-österreichische Bündnis wird, das die beiden Partner schließlich in den Ersten Weltkrieg hineinführen sollte.

IV

Dieses machtvolle deutsche Kaiserreich, das auf dem besten Wege war, auch in der Weltwirtschaft des 20. Jahrhunderts die Führung an sich zu reißen, erwies sich aber als eine durchaus nur scheinbare endgültige Lösung. Es existierte bekanntlich als Kaiserreich bis 1918, als republikanisches Deutschland bis 1933, als diktatorisch regiertes großdeutsches III. Reich bis 1945. Und sein Kern, das Königreich Preußen, ist vollends von der Landkarte verschwunden. Der Osten fiel Rußland und Polen anheim, der Rest wurde durch einen Beschluß des alliierten Kontrollrates von 1947 aufgelöst. Wir konstatieren also, daß die unmittelbaren Folgen von Königgrätz nur starke zwei Generationen vorgehalten haben. So drängt sich die Frage auf, welches die *weiterreichenden Folgen* dieses Tages gewesen sein möchten⁹.

Die Mitwirkenden und Mitlebenden wissen selten, was sie tun, besser, wohin das führt, was sie tun. Mit der zeitlichen Distanz verrücken sich die Perspektiven, und das, was tiefblickende Geister ahnten, wird zur allgemeinen Erkenntnis. Wie Goethe bei der Kanonade von Valmy, so war jener junge Offizier, der den Brief verfaßte, von dem unsere Betrachtungen ausgingen, Zeuge des Anbruches einer neuen Epoche. Jener Tag leitete den Untergang des alten Europa, wiewohl dieses sich zunächst

⁹ Vgl. auch, was Friedrich Meinecke (1862—1954) am 27. Oktober 1946 an Heinrich Ritter von Srbik geschrieben hat: «Die Schlacht von Königgrätz war einst das erste große historische Ereignis, das meine Knabenphantasie erregte, — und nun nach 80 Jahren liegen Sieger und Besiegte zusammen zertrümmert auf dem Boden! Man müßte schon die Intuition eines großen Dichters haben, um diese rätselhafte Verkettung von Heil und Unheil im Gange des deutschen Schicksals zu verstehen. Wir Historiker aber können darüber zunächst nur radebrechen und hier und da ein Stückchen des großen tragischen Zusammenhanges zu fassen versuchen... Ich kenne eigentlich nur eine große historische Parallele zu unserem. Heil und Unheil so geheimnisvoll verschmelzenden Schicksal: das perikleische Athen, das schließlich am Ende des peloponnesischen Krieges in Schmach und Schande enden mußte. Und waren nicht die Keime dieser bösen Entartung schon mit in das Herrlichste und Schönste des perikleischen Athens verwoben? Burckhardt hat doch gerade an diesem Falle die Verwebung von Heil und Unheil in seiner Griechischen Kulturgeschichte tief empfunden und zum Ausdruck gebracht.» (FRIEDRICH MEINECKE. Ausgewählter Briefwechsel. Herausgegeben und eingeleitet von Ludwig Dehio und Peter Classen, Stuttgart 1962, 258 f.)

dazu aufmachte, der Kopf der Welt zu werden, ein. Wie wir sahen, war es aber auch militärgeschichtlich ein epochaler Tag. Eine verborgene Linie führt von Königgrätz nach Hiroshima. Nur der Verzicht auf einen Teil der technischen Möglichkeiten, die die Machtpolitik jetzt immer mehr zur Verfügung hat, kann noch zu sinnvollen Ergebnissen führen.

Wir werfen unseren Blick zunächst auf einige allgemeine Züge des jetzt anhebenden Jahrhunderts und werden zum Schlusse noch festzuhalten versuchen, wie sich die weiterreichenden Folgen dieses Tages für die nächstbeteiligten Mächte ausgenommen haben.

Der preußische Sieg von Königgrätz hat scheinbar den so spät zum Zuge gekommenen deutschen Nationalismus zum Siege geführt. Nun ist dieser Aspekt gewiß nicht unwichtig, und es ist auch nicht zu übersehen, daß dieser Sieg alle andern Nationalismen ermutigt hat und daß die Idee der europäischen Gemeinsamkeit nie so sehr verblaßt ist als in der Zeit, in der die technischen Errungenschaften die räumlich entferntesten Regionen einander näher führten, als sie es je zuvor gewesen waren. Aber trotz aller Entfaltung des siegreichen Nationalismus bis hin zum Alldeutschtum, zum Panslawismus und zum Chauvinismus eines Barrès oder Maurras und zuletzt zu seinen Übersteigerungen im Rassenwahn des Dritten Reiches ist ein anderes ebenso wichtig, worauf uns der Jahrestag von Königgrätz aufmerksam machen kann. Bismarck war ja im Grunde seines Herzens kein Nationalist. Nationale Ideen waren gemeinhin mit liberalen, oft mit demokratischen verbunden. Die Liberalen aber liebte Bismarck nicht, und diese ihrerseits sahen in ihm einen gewalttätigen Narren¹⁰, dessen Politik sie mit Haß und Abscheu¹¹ verfolgten, der sie aber bekanntlich zustimmten, sobald der Erfolg ihr Recht gegeben zu haben schien.

Bismarck vertrat sozusagen einen instrumentalen Nationalismus, will sagen, der Nationalismus, dessen er sich bemächtigte und dessen Ziele er zu den seinen machte, war ein Instrument seiner Machtpolitik. Diese Machtpolitik kannte nur *die* Schranken, die sich ihr Urheber selber setzte. Bestehende äußere, heteronome Schranken lehnte er ab. So setzte sich Bismarck in harter Auseinandersetzung mit König Wilhelm von Preußen z. B. bedenkenlos hinweg über die Schranken der Legitimität¹², die der Wiener Kongreß in Erwiderung auf die Bestrebungen der Fran-

¹⁰ A. STERN 9, 1923, Anhang VIII, 589.

¹¹ A. STERN, a. a. O., 468.

¹² A. STERN, a. a. O., besonders 544.

zösischen Revolution und auf die schrankenlose imperiale Machtpolitik Napoleons I. aufgerichtet hatte, und man kann sich fragen, ob er damit nicht selber revolutionäre Methoden in den Dienst seiner dynastischen Politik gestellt habe, die sich einmal gegen diese selbst kehren konnten. Ferner nahm er seit dem Beginn seiner Ministerpräsidentschaft auch kriegsische Wege für die Lösung der deutschen Frage in Aussicht, während König und Kronprinz sich bis fast zuletzt einem solchen «Bruderkrieg» widersetzen¹³. «Graf Bismarck», berichtete der österreichische Botschafter im Februar 1866 von Berlin nach Wien¹⁴, «ist zu allem fähig, die einzige Frage ist, ob er den König zum äußersten . . . fortzureißen imstande sein wird.» Nur nach schwerem innerm Ringen, das er in der Form des Gebetes vor Gott trug, stimmte König Wilhelm der Kriegserklärung zu¹⁵. Noch am 2. Juni 1866 war es nach den Erklärungen, die Bismarck dem italienischen Gesandten gegenüber abgab, für den König «eine Sache der Religion oder vielmehr des Aberglaubens, die Verantwortlichkeit für einen europäischen Krieg nicht übernehmen zu dürfen»¹⁶. Von den Führern des deutschen Nationalvereins, denen er sich kurz vor Kriegsbeginn anzunähern versuchte, zurückgewiesen, scheute er sich nicht, seinen instrumentalen Nationalismus so weit zu treiben, daß er sich durch Mittelsmänner mit ungarischen Emigranten in Verbindung setzte und durch Übermittlung von Geldmitteln nach Bukarest und Belgrad versuchte, von dort aus Erhebungen gegen Österreich vorzubereiten¹⁷.

War der Legitimismus ein Korrelat der restaurierten Monarchie, so das Selbstbestimmungsrecht der Völker dasjenige der Volkssouveränität. Wie sich Napoleon III. in Ermangelung einer überlieferten Rechtsgrundlage seiner Herrscherstellung auf das Plebiszit der Franzosen stützte, so ging keine der italienischen oder französischen Gebietserwerbungen jener Tage ohne Volksabstimmung vor sich. Man mag nun über die Echtheit solcher arrangierter Willenskundgebungen denken, wie man will, ganz ohne tieferen Gehalt waren sie nicht. Bismarck aber setzte sich auch über derartige moderne Schranken einer nackten Machtpolitik hinweg, und weder in Hannover noch später im Elsaß haben Volksabstimmungen stattgefunden¹⁸.

¹³ A. STERN, a. a. O., 441.

¹⁴ A. STERN, a. a. O., 442.

¹⁵ A. STERN, a. a. O., 489.

¹⁶ A. STERN, a. a. O., 480.

¹⁷ A. STERN, a. a. O., 505, 546.

¹⁸ Vgl. auch CARL J. BURCKHARDT. Richelieu III, München 1966, 438.

Bismarck also zertrümmerte den Deutschen Bund von 1815. Er hob die Souveränität von Hannover, Kurhessen und Nassau auf, verjagte die Dynastien und annektierte deren Gebiete für Preußen, und gleichermaßen verfuhr er, und zwar unter den demütigendsten Begleitumständen, mit der Souveränität der freien Reichsstadt Frankfurt, der Bundesstadt des dahingefallenen Deutschen Bundes, so daß gewisse Geschichtsschreiber die deutsche Einigung viel eher eine Eroberung Deutschlands durch Preußen nennen zu sollen glaubten¹⁹. Künftig waren die Ideen der Legitimität wie die des Selbstbestimmungsrechtes der Völker tot, und zwar weit über den preußisch-deutschen Machtbereich hinaus. Nur auf der Stärke der Bataillone — wenn nicht in speziellen Fällen wie dem unserer Schweiz noch andere Erwägungen ins Gewicht fielen — beruhte künftig das Dasein eines Staates. Für 43 Jahre — 1871—1914 — brach zwar eine der längsten Friedenszeiten an, die Europa je gesehen hat: aber es war eine *paix armée*²⁰, die sich jeden Tag in den offenen Krieg verwandeln konnte, eine Zeit der Machtpolitik, die fast nur durch Interessen gebremst war. Bismarck sah, wie wir wissen, Deutschland für gesättigt an. Seine künftige Außenpolitik stand im Dienste der Friedenserhaltung. Aber er konnte die z. T. durch ihn selbst entfesselten Kräfte nicht auf die Dauer in Schranken halten, zumal nicht über seinen Abgang hinaus. Auf die globale Machtpolitik, die aus der europäischen hervorging, auf Imperialismus und neuen Kolonialismus mit der Aufteilung Afrikas und der Öffnung des fernen Ostens, mitsamt dem Erbe, das sie uns hinterlassen haben, brauchen wir nur eben hinzuweisen, und damit auch auf jene im Kommen begriffene Weltpolitik der Supermächte, die nach der Ansicht gewisser zeitgenössischer Kritiker Bismarcks schon damals viel eher — mit dem Blick eben auf die Erfordernisse dieser fernerer Zukunft — an eine föderalistische Organisation des gesamten Mitteleuropa als an ein preußisches Kleindeutschland hätte denken lassen können oder

¹⁹ EDUARD FUETER, Weltgeschichte der letzten hundert Jahre, 1815—1920, 1921, Buch IV, Kapitel 7. Dieses Kapitel 7 ist überschrieben «Der Kampf zwischen Preußen und Österreich; die Unterwerfung Deutschlands unter Preußen.» Fueters Darstellung erfuhr damals harte Anfechtung durch Hermann Bächtold (Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur I, 1921, 54—64) in einer recht polemischen Rezension, die wir nicht in unsere Ausgabe der Gesammelten Schriften Bächtolds (1939) aufnehmen zu sollen glaubten.

²⁰ Wenn wir diesen Ausdruck brauchen, so erinnern wir uns der hervorragenden Analyse, die PAUL VALÉRY dieser Epoche gewidmet hat. Sie findet sich in der Broschüre «Discours de réception de M. le Maréchal Pétain à l'Académie Française et Réponse de M. Paul Valéry, Paris 1931, 90 ff.»

gar sollen²¹. Nur eben feststellen können wir, daß Bismarck die Methoden seiner Machtpolitik auch auf die Innenpolitik übertrug. Auf jene ganz andere Art von Machtpolitik, die auf die Weltrevolution zusteuerte, aber können wir nur eben hinweisen. Zwei Jahre vor Königgrätz war von Karl Marx die 1. Internationale Arbeiterassoziation begründet worden. War diese auch nur kurzlebig, so folgte ihr doch bald eine Erneuerung, die hier wie anderswo die eben erreichte nationale Einheit aufs schwerste und verhängnisvollste in Frage stellte.

Grundsätzlich schrankenlose Machtpolitik war also von Königgrätz bis zum Ersten Weltkrieg die Signatur der politischen Geschichte. Sehen wir zum Schluß noch zu, wie sich dieser 3. Juli auf die beiden nächstbeteiligten Mächte auf weitere Sicht ausgewirkt hat.

V

Sagen wir wohl zu viel, wenn wir behaupten, die Niederlage von Königgrätz habe die Axt an die Wurzeln des österreichischen Kaiserstaates gelegt? Wohl kam schon ein Jahr darnach im Ausgleich mit Ungarn die Begründung der Doppelmonarchie Österreich-Ungarn zustande, und es erfolgte nun recht bald trotz dem Dreikaiserbündnis deren Hinwendung zur Balkanpolitik, der einzigen, in der sich eine aktive kaiserlich und königliche Außenpolitik überhaupt entfalten konnte. Aber auch in der Doppelmonarchie wirkten die desintegrierenden Nationalismen der nationalen Gruppen (Ungarn, Kroaten, Slowenen, Tschechen, Slowaken, Polen, Italiener) weiter. Einen langdauernden großen Krieg vermochte die innerlich erschütterte Doppelmonarchie nicht auszuhalten, zumal nun kein Staatsmann mehr da war, der — wie 1866 — rechtzeitig ein Halt gebieten konnte. Und gerade die Balkanpolitik war es ja, die den Krieg von 1914 auslöste. So führte die Machtpolitik von 1866 in ihren weiteren Auswirkungen zu dem politischen Vakuum in Südosteuropa, an der Donau, das — verhängnisvoll genug — 1938 der Hitlerstaat, sieben Jahre später die Sowjets ausfüllten.

Mag dem Leser diese al fresco-Skizze schon allzu grobschlächtig vorgekommen sein, so wird er verstehen, daß wir fast noch größere Bedenken haben, die Linie von Königgrätz bis Stalingrad und Auschwitz auszu-

²¹ FRANZ SCHNABEL, Bismarck und die Nationen, in: Europa und der Nationalismus, 1950, 91—105. Dazu GERH. RITTER, Großdeutsch und Kleindeutsch im 19. Jahrhundert, in: Lebendige Vergangenheit, 1958, 101—125.

ziehen. Was wir über Nationalismus und nackte Machtpolitik ausführten, mag allerdings in der Richtung jener äußersten Entfaltung deutscher Hybris weisen. Aber wir zögern doch. Es gab auch ein anderes Deutschland — unser Briefschreiber liefert einen Beleg dafür —, es gab Kräfte und Gegenkräfte, und auch ein anderer als der erfolgte Verlauf der Dinge ist denkbar. Denkbar — aber nicht wirklich. Und Geschichte ist doch nur, was wirklich geschehen ist. Und daß sich schon damals manche, doch ja nicht alle, Ansatzpunkte zu dem Späteren zeigen, ist wohl unbestreitbar.

Dabei ist es von minderer Wichtigkeit, ob wir Bismarcks nackte Machtpolitik, welche die Schranken, die wir nannten, übersprang, für etwas schlechthin Neues ansehen oder eher als «Rückfall» in die Gepflogenheiten früherer Epochen. Eine gewisse Fremdheit seiner Gestalt empfanden schon Zeitgenossen, J. C. Bluntschli nennt ihn einmal einen «antediluvianischen Mann»²². Gerhard Ritter sieht in Bismarck eine «zutiefst einsame und zeitfremde Gestalt»²³. Dabei war er eine viel komplexere Persönlichkeit, als Bewunderer wie Kritiker lange auch nur ahnten. Darauf hat mit ganz besonderer, bohrender Eindringlichkeit Leonhard von Muralt aufmerksam gemacht²⁴.

VI

Über das Heute und seine politischen Probleme braucht sich eine Säkularbetrachtung wie die unsere nicht näher auszulassen. Ein echtes Gleichgewicht der Mächte, gewisse allgemein anerkannte Schranken der Machtpolitik der Einzelstaaten, ja, irgendeine Form eines Weltregimentes, wie es schon ein Immanuel Kant in seiner Schrift über den «Ewigen Frieden» gefordert hatte, schienen durch den einen Tag von Königgrätz restlos überholt und erledigt zu sein. Und doch vermögen wir uns, auf dem Boden der Geschichte und der irdischen Realitäten, eine Vermeidung drohender Katastrophen schwerlich anders vorzustellen als dadurch, daß solche scheinbare Utopien wieder zur kraftvollen politischen Wirklichkeit werden.

Wenn sich aber eine geschichtliche Betrachtung schließlich auch von

²² Denkwürdigkeiten III, 18, zitiert in meiner in Anmerkung 7 genannten Abhandlung.

²³ GERH. RITTER, Europa und die deutsche Frage. 1948, 84.

²⁴ L. VON MURALT, Bismarcks Verantwortlichkeit. 1955.

diesem ihrem realen Boden lösen darf, so lassen wir uns durch den Tag von Königgrätz und seine doch nur kurzfristigen Folgen einmal mehr an die Vergänglichkeit und Unbeständigkeit als solche erinnern, die sich in Leben und Geschichte einzig als beständig erweisen²⁵, und darüber hinaus an das, was Bestand hat. Eindrucksvoller und glaubhafter als der Historiker redet doch von der Vergänglichkeit, wer diese mit dem Ewigen und Gültigen zu kontrastieren weiß. Gerne setzen wir so an den Schluß unserer Betrachtung einige Reflexionen, denen wir jüngst in einer Predigt von Karl Barth über Jes. 54,10 begegnet sind²⁶. Da ist davon die Rede, daß «wir Menschen selbst, indem wir reden und hören, weichende und fallende, vergängliche Wesen sind». «Weichende Berge und fallende Hügel», hören wir nun im weiteren Fortgang der Predigt, «sind sicher auch die menschlichen Lebensverhältnisse und Weltordnungen, wie sie in der Geschichte von jeher gekommen und wieder gegangen sind. Eben: gekommen und eines Tages wieder gegangen mit all dem Guten und weniger Guten, das sie den Menschen gebracht haben. Es gibt in der Weltgeschichte keine Ewigkeiten: kein ewiges Deutschland, aber auch keine ewige Schweiz, wie man in der Kriegszeit, um sich ein bißchen Mut zu machen, gelegentlich gesagt hat. Es gibt keinen ewigen Kapitalismus, und es wird auch keinen ewigen Kommunismus geben. Aber meine Gnade soll nicht von dir weichen! Das ist es, was wir im Wechsel und Vorübergehen der menschlichen Verhältnisse und Weltordnungen vernehmen dürfen.»

²⁵ Vgl. E. V., Über politische Beredsamkeit im demokratischen Kleinstaat vom 17. bis 19. Jahrhundert, in: Die Welt als Geschichte 1953, 83. Vgl. auch des Verfassers Ansprache *Inconstantia nihil constantius*, in: Maturität, Fünf Schulreden. Glarus 1963, 67—80.

²⁶ KARL BARTH. Rufe mich an. Neue Predigten aus der Strafanstalt Basel. 1965, 12.